

Das Sonntagsblatt.

Nro. 111.

Sonntag den 12. Februar 1809.

Uebersicht der Almanache.

(Fortsetzung.)

Der Almanach dramatischer Spiele von August von Kogebue erfüllt auch noch im siebenten Jahrgange das Versprechen, zu unterhalten. Möchte nur der Verfasser keine andern Mittel zu diesem Zwecke aufbiehen, als Wig und Laune, die ihm so sehr zu Gebot stehen, und das Publicum mit dem Rühren und Zerknirschen verschonen, wobey schwerlich jemand gebessert wird, und den Lesern nicht wohl zu Muthe ist. Von dieser Art sind zwey kleine Dramen: der kleine Declamator, und die Abendstunde. In beyden ist der Hauptgegenstand diejenige Empfindung, deren Anblick am unangenehmsten auf die Menschen wirkt, die Neue nämlich, und zwar in der Abendstunde eine fruchtlose und ewige Neue, die durch die Großmuth des

R

Beleidigten nur desto peinlicher wird. Der Verfasser ist überhaupt sinnreich, die Verbrecher in seinen Stücken durch alle Arten der Seelenmarter gleichsam zu vernichten, bedenkt aber nicht, daß das Publicum dabey auch einige Grade der Tortur aussteht. Im kleinen Declamator wird ebenfalls viel Großmuth und Beschämung zur Schau aufgestellt, und die Leute geben es recht zu verstehen, daß sie großmüthig sind. Daß übrigens ein Knabe von zwölf Jahren mit Begeisterung und sogar Schwärmerey Gedichte wie die drey Worte und die Freude von Schiller zu rezitiren, und immer apropos mit seinen fremden Versen einzufallen im Stande sey, ist ein Unding, und ein solcher Knabe, wenn es durch Verziehung einen geben könnte, wäre eine krankhafte, und wenig versprechende Erscheinung. Doch seitdem die Frauen sich neuerlich aufs Declamiren verlegt haben, wäre es nicht zu verwundern, wenn frühreife Kinder sich auch nächstens damit producirten. Diese Declamirkunst, mit der man jetzt ein besonderes Gewerbe treibt, ist, beyläufig gesagt, eigentlich ein abgerissner Zweig der Schauspielkunst, und einige Damen haben ihn vermuthlich darum ergriffen, weil es leichter ist, Ein-

pfundungen mit Wärme vorzutragen, als einen Charakter richtig zu greifen, und mit schöner Wahrheit darzustellen. Um ein Lied oder ein ähnliches nicht dramatisches Gedicht zu verstehen, und leidlich vorzutragen, braucht es nur eine ganz gewöhnliche Dosis von Verstand und Gefühl; aber auch die unbedeutendste Rolle, wenn sie mit Anstand und richtig gespielt werden soll, erfordert Talent und Studium. Doch vom Studium wollen eben unsere meisten Schauspieler und Schauspielerinnen nichts wissen, und begnügen sich, entweder einzelne Tiraden mit Gepränge vorzutragen, oder durch monotone, weinerliche Empfindsamkeit von Zeit zu Zeit den leicht bewegten Herzen ihrer Zuhörer ein schmelzendes Ach! auszupressen. Wenn aber einmahl declamirt werden muß, und wahrscheinlich die Häuser und Straßen bald von guten und schlechten Versen ertönen werden, so möchten wir nur rathen, daß sich Niemand damit abgäbe, als solche, denen die Natur wenigstens eine reine, wohlklingende Stimme verliehen hat, damit unsere Ohren nicht allzusehr gerädert werden.

Doch wir kommen wieder auf unsern Almanach zurück. Für die zuerst erwähnten lamentablen Dramen entschädigen uns hinrei-

hend zwey kleine Possen, die so gut erfunden, und artig ausgeführt sind, daß sie nothwendig auf dem Theater eine angenehme Wirkung hervorbringen müssen. Besonders leicht und witzig ist das erste, die Englischen Waaren. — Das Landhaus an der Heerstraße hat sehr launige Scenen und gute Einfälle, nur ist der Anfang zu gedehnt, und die Scene mit der ausgestopften Marktentenderin hätte süglich wegbleiben können. Die Seeschlacht und die Meerfage ist eine verunglückte Posse, in der weder die Intrigue, noch die Charaktere das mindeste Interesse erregen. Ein alter Seecapitain, der unter dem Pantoffel einer betagten und häßlichen Gattinn steht, die nichts liebt als ihre Meerfage, ein paar unleidliche Freyer, zwey Liebende von gewöhnlichem Schlage, und ein schnippisches Kammermädchen machen kein sehr anziehendes Personale aus. Diesen Mangel hat der Verfasser durch verschiedene Ausfälle auf die Männer und auf die Weiber, und durch ein Duzend hier und da angebrachte Späße ersetzen wollen, die aber dießmahl ein wenig frostig ausgefallen sind. Die Dummheit des Herrn von Schmalunk der für seine Geliebte Lirchen schießt, weil er weiß, daß sie

ihren Gesang gern hört, ist mehr zu beweinen als zu belachen. Ein unglücklich gewählter Stoff macht es selbst einem witzigen Kopf unmöglich, komisch zu seyn. Der Hagestolz und die Körbe, ein Intermezzo, belustigt durch die bizarre Idee des Ganzen, und durch den noch barockeren Schluß, daß der Hagestolz, aus Verzweiflung über fünf erhaltene Körbe, seine alte, taube, stumme, und blinde Köchin heirathet.

Briefe von Herrn Fernow.

(Fortsetzung.)

Frau von B** war diesen Frühling einige Monate in Bern. Sie hat mir außs neue einen Widerwillen gegen alle gelehrte und schriftstellernde Damen beygebracht. Hier in Bern heißt sie, wenn man von ihr spricht, gewöhnlich die gelehrte Frau. Sie ist jetzt in Zürich und läßt den — ich glaube — zweyten Band ihrer Schriften drucken. Wie sie hier war hatte sie, wenn sie Besuch erwartete, immer Gedichte von ihrer Arbeit an einen Ort, wo sie ins Auge fallen mußten, hingelegt, wo eins, mit der Ueberschrift: An meinen Genius, gewöhnlich die oberste Stelle einnahm. Sie ist ganz das Original, wovon Schiller in seiner Epistel ein so treffendes Gemählde gemacht hat. Den ersten Abend, als sie bey H. Visite machte, war eine große Versammlung von Damen und Herren dort, die sie alle nicht kannte, und kaum war sie zehn Minuten im Zimmer; kaum waren alle die Knize und Büchlinge, die ihr Eintritt erregte, glücklich vollbracht, so fing sie mit einemmale an, Goethes Iphigenie zu declamiren, die sie auswendig weiß. So schön ihre Aussprache, so richtig ihre Declamation auch war, so konnte

ich mich doch des lebhaftesten Gefühls der Unschicklichkeit und der verletzten Weiblichkeit nicht erwehren. — Lassen Sie uns von etwas besserem sprechen. W** lebt gleichfalls jetzt hier; er ist ein artiger, sanfter, höchst gefühlvoller, in seinem Betragen vielleicht ein wenig zu unmännlicher Mann; aber man muß ihn lieben. Er ist ganz Liebe und Särlichkeit, gegen sein junges, eben so gefühlvolles, zartes, zärtliches Weib. — Auch er liest sich gerne vor. — Ich weiß nicht, vielleicht ist dieß Bedürfnis der Mittheilung bey einem Dichter mir auffallender, als bey andern Menschen, aber ich kann es nicht leiden, und wäre ich ein Dichter, ich könnte es nur bey meinen vertrautesten Freunden, unmöglich bey fremden Menschen thun. Vielleicht liegt das für mich so beleidigende darin, daß beym Dichter nicht sowohl die Absicht sich andern mitzutheilen, als vielmehr ihren Beyfall zu erhalten, bemerkbar ist. Ein Schriftsteller, der ein nützliches Werk seiner Feder vorliest, zeigt seine Eitelkeit weniger sichtbar, indem wir es über das Belehrende, womit unser Verstand beschäftigt wird, übersehen; da hingegen das Werk des Dichters, das bloß gefallen soll, und die, beym Vorlesen gewöhnlich erhöhte, mehr oder weniger affectirte Declama-

tion, uns nicht hindern, oft mehr an die Eitelkeit des Vorlesers, als an das Vergnügen zu denken, das wir genießen; und dieß geschieht um so mehr, wenn das Vorgelesene nicht hinreißende Schönheiten hat. — Sonst ist hier für schöne Literatur nichts zu thun. Der Schweizer kann seinem Ohre unmöglich den Wohlklang eines schönen Gedichts in deutscher Sprache angewinnen, denn das Deutsche was man hier gurgelt, und zischt, und röchelt, — nicht spricht, ist das Abscheulichste, was man hören kann. Selbst in Lavaters Munde, der doch so richtig und oft so wohlklingend schreibt, ist die Sprache dem Deutschen unerträglich. Ich hörte im Herbst eine Predigt von ihm, worin das Wort Liebe sehr oft vorkam, ein so sanfter Laut im Munde eines Deutschen; aber noch tönt mir, wenn ich daran denke, seine Liebe, Liebe! wie Engeschrey vor den Ohren. —

Ich werde, sobald ich in Rom bin, aus meinem Tagebuche manches für Sie herausheben. — Wer weiß, wohin ich von Italien aus einmahl wandre. Kann ich dort solche Bekanntschaften machen, als ich wünsche, so reis' ich nach hinlänglichem Aufenthalte in Rom oder andern Städten Italiens, wenn ich es möglich

machen kann, nach Griechenland. Hat es mir gelungen, ohne Geld und eigenes Vermögen diese Reise zu machen, und wiederum nach Italien zurück zu kehren, so darf ich auch nicht verzweifeln, daß nicht mehreres gelingen sollte. —

2.

Rom d. 7. März 1795.

Seit fünf Monathen bin ich in Rom. Jetzt da sie verfloßen sind, dünken sie mich fünf Tage, und doch habe ich hier schon für fünf Jahre gelebt. Ich wüßte in der That nicht, wo ich anfangen und enden sollte, wenn ich den Versuch machen wollte, diesen kleinen, aber reichhaltigen Theil meines Lebens zu beschreiben. Erwarten Sie darum keine Nachrichten, keine Schilderungen von dem Unendlichen, Unersehpflichen und Unausprechlichen, was hier jeden Tag das ganze Gefühl- und Anschauungs- und Denkvermögen desjenigen füllt, der Gefühl, Phantasie und Denkkraft mitbringt, und in dieser Fülle von Leben, in diesen Meere von großen, erhabenen und schönen Eindrücken nicht untergeht. Man braucht hier Monathe um sich nur zu orientieren, und alles Sehenswürdige nur flüchtig zu sehen, — und Jahre um diesen Reichthum zu fas-

fen und in seine Scheuren zu sammeln. Ich bin in den ersten drey Monathen wie ein Trunkener umher gesaumelt. Schon meine Reise durch Oberitalien, vom Fuße des Gotthard bis Florenz, war ein bacchischer Zug durch ewige Nebengefilde, wo die reife Traube, purpurn und golden in jedem Momente zum Genuß winkte. Ich machte die Reise zu Fuß in herrlichem Wetter, denn der Herbst ist in Italien schöner als der Frühling. Von Zürich aus hatte ich Gesellschaft an einem jungen holländischen Mahler der ebenfalls wie ich zum heiligen Grabe der Vorwelt wandelte. Wir machten unsere Reise mit Besonnenheit und Genuß. Wir sahen alles, was die Kunst von Mayland bis Rom Merkwürdiges und Treffliches zu geben hat. Flüchtig hatte ich diese Schätze schon auf der ersten schnellen Reise mit Bagge sen gesehen. Jetzt genoß ich mit mehr Nüchternheit und Muße, wenn gleich noch nicht mit allem Nutzen, der nur durch längere Bekanntschaft mit dem Vortrefflichsten möglich wird. Wir verweilten in Mayland, Pavia, Parma, Modena, Bologna, Florenz und Siena, überall so lange als nöthig war, und kamen endlich, nachdem wir meinten, viel Herrliches von Natur und Kunst gesehen zu haben,

mit hochklopfendem Herzen in Rom an. Ich fand hier gleich meinen alten trefflichen Carstens, den ich in sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, der Professor der Berliner Kunstakademie und der jezige vorzügliche Künstler in Rom ist. Carstens ist mir hier ein unbezahlbarer Schatz, ein Freund für Herz und Geist, wie ich außer ihm sonst keinen hier habe und schwerlich je finden werde. Er ist unter den andern hiesigen Künstlern geachtet, aber auch zugleich gefürchtet, denn er hat eine Zunge, wie ein schneidendes Schwert, und ein Genie, das alle himmelweit übersieht — und das Künstlervolk ist eitel. Niemand lernt durch Carstens mehr als ich, denn man muß vertraut mit ihm seyn und Freund durch und durch, um das ächte Gold in ihm zu finden.

In Praxi habe ich bisher noch wenig in der Kunst gethan; desto mehr aber in der Theorie. Fleißiger noch und lese- und schreibseliger als in Jena verleb ich hier meine Tage während der trüben Regenszeit des Winters, wo man manchen Tag nicht ausgehen und nichts sehen kann. Hier erst hab' ich, nach wiederholtem Studium und unter den alten Kunstwerken, Kants Critik der Urtheilskraft, die ich glücklich mit über die Alpen gerettet und auf

meinem Rücken von Bern bis Rom getragen habe, verstehen gelernt, und es ist jetzt mein Studium und mein Streben, sie auf Werke der Kunst in Anwendung zu bringen, und der Aesthetik auch in diesem Felde ihres weiten Gebietes zu größerer Aufklärung zu helfen; denn eben dieselbe Seichtigkeit und Armuth an richtigen und bestimmten Erkenntnissen, die bey dem ehemahligen traurigen Zustande der Philosophie in den Wissenschaften herrschte, herrscht auch noch jetzt und stärker als dort in den bildenden Künsten. Kein Künstler, kein Antiquar und Kunstrichter hier hat einen richtigen Begriff vom Schönen, vom Erhabenen, vom Ideal, vom Genie, vom Geschmack, kurz von den wichtigsten Hauptgegenständen der Aesthetik; man tappt und fühlt im theoretischen Theile im Gebiete der Erfahrung — und im Praktischen in Handwerk und Manier blind umher. Fast kein Künstler kennt, auch nicht einmahl durchs Gefühl, den Zweck seiner Kunst, geschweige daß er bestimmte Begriffe davon hätte. Noch ärmer sind die Antiquare an Trost für den, der bey ihnen sich gründlichen Rathes erholen möchte. Der in Deutschland sehr gepriesene H. weiß sehr viel; er kennt die Geschichte der Künste, Nahmen und Geburts-

ort der Künstler, die verschiedenen Schulen der Kunst, kennt jeden alten Steinklumpen aus dem Alterthume: aber sobald man ihn fragt, was er über Kunst, über Zweck und Wesen derselben, über Schönheit gedacht hat, dant ist sein Latein zu Ende, dann verirrt er sich und andere in einem Schwallen von konfusen Begriffen und Ausdrücken, die er selbst nicht versteht. Kurz es sieht in Theorie sowohl als Praxis der gegenwärtigen Kunst, so viel Lärm sie macht und so sehr sie von außen schimmert, gar erbärmlich aus. Nirgend Genie, Geist, Gefühl und Ausdruck, überall Handwerk, Machwerk, Schönsfärberey, angestrichene Bildsäulen, und kalt und todt, daß einem bey dem Anblick solcher Dinge die Seele friert. Und jeder dünkt sich dabey groß und größer als Raphael und Titian, gegen welche die meisten doch nur freche Schmierer sind. All dieß tolle Zeug, das Anfangs das Auge blendet, aber das Einem, wenn man die Alten sieht, gar bald zum Ekel wird, hat mich sehr verwundert und empört mich. Ich habe, seit ich hier bin, oft über die Quellen dieses Unwesens nachgedacht, und werde meine Meinung mit der Zeit einmahl öffentlich darüber sagen. Es läßt sich über die Kunst außerordentlich

viel sagen. Es läßt sich Alles auf Regeln und Begriffe bringen, was nicht vom Genie des Künstlers unmittelbar abhängt und von seinem Gefühle. Darum kann über die Kunst viel Gutes geschrieben werden, darum ist bis jetzt so viel Schlechtes darüber geschrieben worden. Ich halte es gewissermassen für Pflicht einen Theil meiner Kräfte und meines Lebens auf diese Art zweckmäßig und nützlich für Andere anzuwenden, weil meines Wissens jetzt Niemand vorhanden ist, der durch Kenntniß der Philosophie und der Kunst zugleich sich dazu qualifizierte Etwas Gründliches und Zweckmäßiges für die bildenden Künste zu schreiben. Ich werde hier Zeit und Gelegenheit haben, beydes noch ferner zu cultivieren. Ich studiere jetzt die Geschichte der Kunst, um mir eine Uebersicht des ganzen Fortganges der Kunstkultur zu verschaffen. In einigen Jahren vielleicht erscheine ich mit einer Aesthetik für bildende Künstler, wozu ich bereits den Grundstein gelegt habe. Ich bin voller Pläne und Projecte über was ich alles schreiben möchte, aber ich will mich nicht übereilen, um, da ich Vorurtheile zu bekämpfen habe, selbst keine Blößen zu geben.

Bey meinem eigenen Nachdenken über die Schönheit habe ich auch gefunden, daß die Schönheit der Bewegung durch Schiller in seiner Abhandlung „über Anmuth und Würde“ nicht rein aufgefaßt und der Begriff derselben noch zu weit ist, weil an beyden, Anmuth sowohl als Liebreiz, schon moralische Bestimmungsgründe auf das reine Geschmacksurtheil Einfluß haben. Kurz ich bin in dem, was Schiller darin über Schönheit der Bewegung gesagt hat, so schön und edel der Styl seiner Schreibart ist, eben so wenig seiner Meinung, als in dem was er über Kant und die Klarheit seiner Moral in dieser Schrift sagt. — —

Desgleichen glaub ich auch die von Kant in seiner Kritik problematisch gelassene Frage: ob Farben und Töne zum Schönen oder zum Angenehmen zu zählen sind, jetzt gründlich und befriedigend beantworten zu können. Alle diese Untersuchungen habe ich vorher anstellen müssen, um meine eigenen Begriffe gehörig aufzuklären und zu berichtigen, weil diese geringfügig scheinenden Dinge, bey dem weiteren Fortgange des Denkens über die Gegenstände der Kunst, von großer Wichtigkeit werden; denn die Fragen, ob und wieferne Ausdruck und Colorit zum Schönen oder zum Angeneh-

men oder zum Wahren und Zweckmäßigen zu zählen sind, müssen zu allererst beantwortet werden, wenn man von Malerey sprechen will. Durch dieß Selbstdurchdenken mehrerer Hauptmomente der Kunst bin ich zugleich tiefer in den Geist der Kantischen Kritik eingedrungen, und habe den Gang des Ganzen einsehen gelernt. Oft habe ich Gelegenheit über die Tiefe und den gewaltigen Reichthum dieses Werkes zu staunen und über die Fruchtbarkeit der Anwendung desselben auf die Künste mich zu freuen.

(Die Fortsetzung folgt.)